

»Von der Schönheit der deutschen Sprache« von Prof. Dr. Roland Kaehlbrandt - eine Rezension

Dr. Nenad Balaneskovic

28. Dezember 2025

Inhaltsverzeichnis

1	Der Aufbruch	1
2	Die Sprache als Kulturgut	2
3	Die Sprache als Gesellschaftskritik	4
4	Die Ankunft	6

1 Der Aufbruch

Stirnrunzelnd muss er, der ehrenwerte amerikanische Literat und Weltbürger, an seinem Sekretär gesessen haben, über dem eigenen Manuskript gebeugt und auf das blanke, vom diffusen Licht ornamentstilisierter Öllampe überflutete Titelblatt in tiefer Denkversunkenheit hinabstarrend, bevor sich die Feder in seiner Hand zu regen begann, um dem Werk das intrigante Syntagma »Die schreckliche deutsche Sprache« aufzuprägen [1]. Spätestens nach der Lektüre des neuesten Bestsellers Prof. Dr. Roland Kaehlbrandts wird dem Leser allerdings unmissverständlich klar, dass Mark Twains Auseinandersetzung mit der deutschen Sprache vielschichtiger zu beurteilen ist und nicht voreilig auf die plumpe Aussage seines Manuskripttitels herabwürdigt werden darf, zumal es dem geistreichen und dem Humorvollen zugeneigten Geistesvater Tom Sawyers und Huck Finns keinesfalls darum ging, die »Zunge der Deutschen« zu brandmarken und der unbegründeten Rüge auszusetzen.

Im Gegenteil, Mr. Twain, der als einer der ersten modernen Autoren lange vor H. G. Wells und seiner »Zeitmaschine« mit dem Motif des Zeitreisenden in seinen Geschichten liebäugelte, wusste sehr wohl um die Vorzüge und Eigenarten der »Sprache der Dichter und Denker« aus der geographischen Mitte Europas, über der Großen Pfütze - denselben Gewässern also, die seine Vorfahren zu überwinden hatten auf der Suche nach einer besseren Zukunft in der »Neuen Welt«. Tatsächlich kann Twain die Bewertung des Deutschen aus der Sicht eines der »deutschen Zunge« Unkundigen zunächst nicht verübelt werden, insbesondere dann nicht, wenn man mit dem Ungetüm eines »Donaudampfschiffahrtsgesellschaftskapitäns« zum ersten Mal zusammenstößt.

Dennoch führen geradezu derartige Wortschöpfungen des Deutschen dessen zahlreiche Stärken vor Augen, auf die wir im Rahmen der vorliegenden Auseinandersetzung mit Prof. Dr. Kaehlbrandts erquicklichem Streifzug durch üppige, lebendige Gefilde der deutschsprachigen Syntax und Semantik ausführlicher einzugehen gedenken.

2 Die Sprache als Kulturgut

Es ist nicht nur der Inhalt des Buches, der den Leser in seinen Bann zieht: der kristallklare, mit elegant zitierten Passagen deutschsprachiger Literaturklassiker gespickte Erklärungsstil des Autors trägt wesentlich zur bekömmlichen Aufnahme zahlreicher Feinheiten des deutschen Sprachbaus bei. Ob über die deutsche Satzbauordnung und die funktionale Elastizität ihrer Bestandteile (Subjekt, Prädikat, Objekt) referierend [2], die Angemessenheit (mittel-)langer Satzgefüge in Thomas Mann'scher Manier vorführend oder die Aufmerksamkeit auf die gefühlvolle Verssprache eines Klopstock, Goethe und Schiller lenkend, der Autor bleibt stets seinen Bestrebungen treu, wichtige sprachwissenschaftliche Zusammenhänge nicht nur herunterzudozieren, sondern diese geradezu plastisch dem Leser näher zu bringen, ein Unterfangen, das dem Werk mühelos von Kapitel zu Kapitel gelingt, bis der im Malström kreativer Gedanken gefangene Lesende relativistischer Zeitverschiebungen gewahr wird, die sogar Albert Einstein beeindruckt hätten, und nach dem Zuklappen der Lektüre feststellt, die Nacht zum Tag gemacht zu haben.

Zudem resoniert durch den gesamten Buchinhalt hindurch wie ein roter Ariadne-Faden die immer wiederkehrende Einsicht, der zufolge die menschliche Sprache in all ihren (gesprochenen wie verschriftlichten) Ausführungen [3] eines der wertvollsten Kulturgüter darstellt, deren Schönheit der Mensch erst dann adäquat zu würdigen weiß, nachdem er sich des edlen Anliegens einer dedizierten morphologischen wie phonetischen Analyse dieses eindrucksvollen Verständigungsmediums angenommen hatte. Denn einzig wenn man sich den Gefallen eines derart noblen Analyseschrittes gestattet, lernt man die Schönheit einer Sprache - in Ton und Schrift - erst richtig zu schätzen und versteht, wie verfehlt und ungerechtfertigt die Abwertung des Deutschen als »unmelodisch«, »hässlich« oder gar »archaisch« anmutet, was der Autor selbst unermüdlich betont und

mit zahlreichen Beispielen schöner literarischer, musikalischer und filmischer Meisterwerke zu belegen trachtet.

Dabei ist das moderne Deutsch (»Hochdeutsch«), verglichen mit anderen etablierten europäischen Sprachen, teilweise auch dem föderalistischen Flickenteppich des mittelalterlichen »Heiligen Römischen Reiches« geschuldet, relativ jung, aufgestiegen zur modernen Weltsprache im nahezu beispiellosen Akt der Genialität von Individuen und ca. drei Jahrhunderte umspannenden evolutiven kulturellen Strömungen, beginnend mit »dem Volke aufs Maul schauenden« Martin Luther und seiner Bibelübersetzung, wobei derselbe Luther auch vor vulgären Ausflüchten der korrupten absolutionserteilenden Kardinalität des Heiligen Stuhls gegenüber nicht zurückschreckte¹, über die Gebrüder Grimm, die Weimarer Klassik, Romantik bis hin zum Realismus und dem Post-Modernismus. Selbstverständlich dürfen in derartiger Aufzählung sprachwissenschaftlicher »Helden«, ohne die das Hochdeutsche niemals jene Ausdruckshöhen erklommen wäre, auf denen es heute weilt und panoramaartig sowohl auf das Vergangene zurück- wie dem Ungewiss-Künftigen voller Stolz und hybrisloser Zufriedenheit entgegenblickt, Schiller und Goethe keinesfalls fehlen. Insbesondere der Letztgenannte hinterließ eine derart dauerhafte literarische Spur im deutschsprachigen Raum hinter

¹Das Fluchen und Schimpfen will tatsächlich auch gelernt sein, denn dem »verlässlich Hässlichen« und gar Vulgären, um die Redewendung des Autors zu bemühen, kommt tatsächlich eine wichtige Rolle im Rahmen der menschlichen Kommunikation zu, um Missstände zu benennen, die derartigen Perversitätsausdrücken wahrlich gerecht werden, oder, der Freud'schen Argumentationskette Folge leistend, um dem eigenen Ärger verbalen Freiraum zu lassen. Es ist jedoch allzu einfach, von konventionellen Beschimpfungen Gebrauch zu machen, das tun wir ja täglich. Als völlig andere »Eloquenzliga« erscheint einem allerdings die Fähigkeit, Beleidigungen derart einzukleiden, dass deren Empfänger, um Groucho Marx zu paraphrasieren, nicht weiß, ob er, ob geäußelter Unflätigkeiten, erzürnt reagiert sollte oder sich sogar geehrt zu fühlen hätte angesichts der Tatsache, dass der Nachrichtensender die Person des Empfängers als der Zeit und des Einsatzes hocheloquenten, detailgetreuer Stammbaum-Schilderungen würdig erachtete - von ihrer rektal-fäkalen Herkunft gepaart mit evolutiver tierischer Abdomenalkörperteilassoziaton bis hin zur Ausweitung derselben Stammbaumkette auf künftige Nachkommen des Betroffenen, da scheinen die Grenzen zwischen Beleidigung und Ehrung tatsächlich fließend... Und eben mit derartigen »Grenzbereichen« der menschlichen Sprache musste sich ein Bibelübersetzer des Kalibers eines Martin Luther meisterhaft auskennen, um in ihren »Gewässern« (sic!) schadensfrei zu navigieren.

sich, dass sich viele Straßennamen der Frankfurter Promenade wie eine Auflistung jener Damen lesen lässt, die der »Stürmer und Dränger« und inkarnierte Dr. Faust zeitlebens auf der Suche nach nicht versiegender »Inspiration« hofierte, Zeus und seinen Eskapaden mit dem schönen Geschlecht durchaus nicht unähnlich.

Als dem abstrakten, algorithmischen Denken Geneigten sprach mich das Deutsche bereits bei meiner allerersten Begegnung mit ihm Ende der 90er Jahre des letzten Jahrhunderts aufgrund seiner grammatikalischen Struktur stark an, was auch nicht sonderlich überraschend anmutet, eingedenk der Tatsache, dass das grammatikalische Gerüst eine der grundlegenden »Leseweisen« der sprachlichen Wohlgestaltung und Schönheit verkörpert [4]. Während meine Muttersprache (Serbokroatisch) weiterhin an der suffixgesteuerten Wortflexion festhält, eröffneten sich mir durch das Studium der deutschen Grammatik völlig neue Sichtweisen der zwischenmenschlichen Informationsverarbeitung und -übertragung: plötzlich stand mir eine außergewöhnliche Welt gegenüber, in der einerseits ein strenges (nahezu axiomatisches) grammatikalisches Regelwerk dem Anwender große Sicherheit im alltäglichen und fachlichen Umgang mit der Satzbildung im Rahmen von Konversationen erlaubte, um andererseits der deutschen Sprache eine knetmassenartige Flexibilität bezüglich einer effizienten Inhaltsbeschreibung angedeihen zu lassen. Da werben einmal in den Augen des Lernenden trennbare Verben dafür, Satzteile und die durch sie repräsentierten Gedankengänge geschickt einzukreisen, gleichsam Lego-Steinen, deren Spielprinzip auch der Kompositumbildung deutscher Wörter zugrunde liegt, in der Präfixnomen adjektivische Rollen relativ zum subjektivistischen Nomen, dem sie voranhängen, übernehmen, wogegen die artikeldominierte Wortflexion nicht nur die Anzahl nötiger Fälle reduziert², sondern auch die Auf-

merksamkeit des Sprachanwenders auf die eigentliche Inhaltsübermittlung lenkt, ohne sich mit Flexionssuffixformen einzelner Nomen abgeben und den Kopf zerbrechen zu müssen. Des Weiteren suggerieren sowohl der Präteritum-Konjunktiv als auch die feinfühligste Unterstreichung indirekter Rede mittels des Konjunktiv I, eine den »vierten Wall« durchbrechende Metaebene perspektivischer Inhaltswiedergabe, die vielen der europäischen Sprachen in derartigem Ausmaße abhanden kommt oder gar nicht eignet, eine Genauigkeit der Informationsübermittlung, die sogar im Rahmen vieler künstlicher Sprachmodelle des Maschinellen Lernens als Programmierparadigma Einsatz findet.

Folgt man den im Werk skizzierten Gedankenpfaden weiter, verwundert es daher keinesfalls, dass im aufschwungsbetonten Gesellschaftsklima der Weimarer Republik sowohl Allgemeine Relativitätstheorie (in ihrer experimentell etablierten Fassung) als auch die Quantenmechanik zur Welt kamen und sich auch heutzutage hoher Beliebtheit an Universitäten erfreuen, nicht zuletzt aufgrund mathematisch-physikalischer Formalismen der Differentialgeometrie sowie der Matrizenmechanik (»Dirac-Schreibweise«), deren operative Flexibilität sich derjenigen der deutschsprachigen Kompositumbildung inspirativ stark entlehnt [9]. Insbesondere darf, ja muss sogar, die Sprache als ein besonderes Kulturgut der menschlichen Gesellschaft erachtet werden, das das Beste unserer Kreativität hervorzutreten imstande ist, genauso wie es Bildhauerei, Musik und Rhetorik auf die ihnen eigene Art bewerkstelligen.

Alle oben angesprochenen Aspekte der sprachlichen Elleganz des Deutschen setzt der Autor gekonnt ins Bild, indem er seine Exposition wie eine antike Theaterbühne gestaltet, auf der Kostproben zahlreicher verschriftlichter Literaturvirtuositäten vorgeführt werden, dem Zuschauer den Eindruck eines Sprachwissenschaftlers (und Liebhabers des Poetry-Slams) vermittelnd, der den Leser nicht nur (be-)lehrt sondern aktiv in einen sokratischen Gedankenaustausch miteinzubeziehen vorhat. Dabei versäumt es das Werk nicht, auch des häufig übersehenen Verdienstes um die Veredelung der deutschsprachigen Ausdrucksweise seitens großartiger Über-

²So wird, im Hochdeutschen zumindest, Vokativ (der »Ruffall«) dem Nominativ gleichgesetzt, was eine relativ neue Ausdruckspraxis der deutschen Sprache darstellt. Der Leser möge sich bitte nur an Goethes »Faust« und dessen ersten Teil erinnern, allem voran an die herzerreißende Gretchenzene, in der der Protagonist mit eingekerkerter Grete redet, bevor ihn Mephistopheles unter Zurufung der archaischen Anredeform »Fauste« anzeigt, sich zu sputen und die schwangere Göre zu verlassen, ein Appell des Gehörnten Prinzen, dem der Angesprochene »wie ein richtiges Mannsbild« bedauerlicherweise auch gehorcht. Dasselbe »vokativische 'e'« hinge übrigens auch dem Vornamen meiner Wenigkeit an, spräche man mich in serbokroatischer Sprache an. Andererseits er-

laubt der deutsche Dativ, des »Lokativs« und »Instrumentals« fast völlig zu entbehren, ein weiterer Grund, besonders behutsam mit dem derartigen »Schweizertaschenmesserfall« umzugehen, um nicht unbeabsichtigt dem eleganten Genitiv den schrotflintenartigen Garaus machen zu müssen.

setzer fremdsprachiger Texte zu würdigen [6], die seitens des Buches angestrebte Wiederentdeckung des Deutschen allumfassend abrundend³. Diesem im Werk vertretenen offenen Zugang zur Sprache sowie ihrem vielfältigen (kontextabhängigen) Einsatz gegenüber tut die auf detaillierte Beschreibung verschiedener Literaturstile fokussierte, das synoptische Lesen fördernde Einstellung des Autors alle Ehre, schließlich entpuppt sich jeder Literaturstil als seiner eigenen adäquaten Würdigung würdig [7].

3 Die Sprache als Gesellschaftskit

Die Demokratie, menschliche Freiheit und Kreativität gehen Hand in Hand mit unserer Sprache, die sich, allen Bemühungen autoritärer »Möchtegerngötzen« zum Trotz, einer Orwell'schen Einengung in das Korsett eines abscheulichen »Neusprechs« entzieht. Die menschliche Sprache ist kontextuell, vielfältiger Einsätze fähig, sie ist, insbesondere in ihrer gepflegten Form, der Spiegel unserer mentalen Entwicklung und somit auch als eine Warnung vor möglichen Entgleisungen derselben zu werten [10]. Selbstverständlich lässt sich die Sprache als gar gefährlichste Waffe der menschlichen Volatilität zu Missbräuchen jeglicher Art zweckentfremden, wie nahezu alles andere auch [5]. Dennoch wohnt jeder Sprache eine inhärente Güte inne, die auch dem menschlichen Wesen eigen ist, was sich im Humorvollen seiner Sätze widerspiegelt. Das Humorvolle

³In diesem Kontext seien insbesondere die den »magischen Realismus« auf die Literaturweltszene setzenden Meisterwerke eines J. L. Borges und J. Cortazars angepriesen, deren Meistererzählungen »*Der Garten der Pfade, die sich verzweigen*«, »*Die babylonische Bibliothek*« und »*Die Nacht auf dem Rücken*« in ihrer deutschsprachigen Fassung nicht nur Literaten sondern auch Wissenschaftlern höchst fruchtbare Vorstellungskraftübungen abverlangen und wie ein echtes »Kopfkino« ganglienbeflügelnd auf ihre Inhaltsempfänger wirken. Auch großartige sprachliche Schätze neueren Datums in Gestalt der einzigartigen Entenhausener Comicübersetzungen aus der Feder der ehrenwerten Dr. Erika Fuchs oder Rainer Brandts kultige Synchronsprecherdialoge und »Schnodderdeutschsprüche«, die Bud Spencer und Terence Hill auf der Leinwand von sich geben, bevor sie ihre Kontrahenten schlagenden Argumenten in Form wohldosierter Lobotomie-Schellen aussetzen, dürften nicht unerwähnt bleiben: »Gegen meine Kelle hilft nicht mal ein Waffenschein«, »Hat dir eigentlich schon mal einer mit einem Vorschlaghammer einen Scheitel gezogen?« oder »Wenn du mich noch mal duzt, hau' ich dir eine Delle in die Gewürzgurke!« mögen als kleine Kostproben genügen...

und Geistreiche mag gar als der eigentliche Klebstoff des gesamten vom Autor vermittelten Narrativs über die Schönheit der deutschen Sprache angesehen werden, die eine erstaunliche Befähigung an den Tag legt, dem Munde seines Sprechers die belustigendsten Zusammenhänge zu entlocken, die die Gemüter seiner Zuhörer aufhellen: vom geschickten und gezielten Einsatz sprachlicher Antinomien, in Aporie endender Sachverhalte, synonymischer Bedeutungsüberschattungen, über dialektische Färbungen verschiedener deutschsprachiger Regionen bis hin zu kaleidoskopartigem Aufblühen der Kontextänderungen von Wortzusammenhängen und sprachlichen Metaphern - das Repertoire an humorvollen Infusionen in das Hochdeutsche (er)scheint schier grenzenlos.

Und dennoch kann ich mich nicht gänzlich des Eindrucks erwehren, das das Hochdeutsche als »Kanon« mit Absicht und nicht ausschließlich rational untermauert viele der möglichen grammatikalischen und morphologischen Schattierungen deutschsprachiger Dialekte abstreifen musste: so existieren in manchen der deutschsprachigen Dialekte innerhalb des geographischen DACH-Raumes, wie der Autor korrekt hervorhebt, immer noch sowohl das »vokativische 'e'« als auch die doppelte Verneinung, die beispielsweise im Serbokroatischen weiterhin heimisch sind⁴. Auch verzichten gar einige deutschsprachige Dialekte auf die den Ausländern lästige Dreifaltigkeit der Artikelwörter und verwenden stattdessen, wie im Werk pointiert hingewiesen, eine einzige neutrale Artikelform oder verlagern die geschlechtsspezifische Wortflexion in den Verbsuffix hinein, eine »Konjugationspraxis« von Zeitwörtern⁵, von der slawische Sprachen ein Liedchen singen können... Diese

⁴Manchmal finde ich es belustigend, wie stark die Sprecher des Serbokroatischen es versuchen, ihrer Verneinung Ausdruck zu verleihen und paraphrasierte Formulierungen »Das habe ich niemals niemandem nicht gesagt« zu diesem Zwecke zu bemühen, als ob man das unmissverständliche »Nein« seinem Gegenüber möglichst deutlich kommunizieren wollte, um Unklarheiten zu vermeiden. Trotzdem stellt sich häufig heraus, wie es so beim Menschen üblich ist, dass man genau weiß, was man nicht will, bei der Formulierung des Erwünschenswerten jedoch im Dunkeln tappt...

⁵Tatsächlich lässt sich in slawischen Sprachen bereits am Verbsuffix der Vergangenheitsform das Geschlecht des Sprechers entziffern, wogegen das Hochdeutsche hierzu auf ausdrückliche (Be-)Nennung des zugewiesenen Pronomens zurückgreifen müsste. Dies lässt sich einerseits als Vorteil slawischer Sprachen dem Deutschen gegenüber deuten, andererseits aber auch als klarer Nachteil, falls man in der kryptographischen »Ecke« intellektuell häuslich ist.

an sich streng genommen unlogische doppelte Verneinung im Serbokroatischen fiel mir beispielsweise erst nach der Konfrontation mit deutscher Sprache auf, als Muttersprachler störte mich interessanterweise das »doppelte Verneinen« trotz extensiver Logikausbildung nicht im Mindesten, ein klarer Hinweis, wie Vielsprachigkeit seit der Antike Selbstreflexion wortwörtlich erweitert und uns dieselbe Außenwelt durch verschiedene »Wahrnehmungslinsen« beobachten lässt [8, 12]. Insofern sollte man der Zerstörung des mythologischen Turms von Babel keinesfalls nachtrauern, zumal die vielen Sprachen und deren Dialekte, mit Jespersen eloquent gesagt und im Werk Prof. Dr. Kaehlbrandts öfters zitiert, »auf ihre eigenen Weisen« sängen und zur Stärkung des interkulturellen Dialogs zwischen Gesellschaften entscheidend beitragen.

Selbstredend vermochte man nicht sämtliche Eigenarten deutschsprachiger Dialekte im »Kanon des Hochdeutschen« zu berücksichtigen, sie leben allerdings in jeweiligen geographischen Regionen Mitteleuropas weiter und bereichern das schriftliche und tonale Repertoire der deutschen Sprache täglich, wobei manche dialektbezogenen Formulierungen ab und zu sogar Eingang in das Hochdeutsche finden. Dies ist eben die evolutive Eigenart der menschlichen Sprache, sich durch progressive wie regressive Ausdrucksweise⁶ selbst zu verfeinern und auszuweiten.

Mit dem Augenmerk auf starke kontextabhängige Flexibilität des Hochdeutschen betreten wir neben dem oben besprochenen Kulturellen einen weiteren gewichtigen Wirkungsbereich des Sprachlichen, nämlich dessen soziale Zusammenhaltsfunktion, intra- wie international: nicht nur bietet die deutsche Sprache eine effektive Reflexionsebene und einen zuverlässigen »Sprachbaunormal«, in Bezug auf den verschiedene Dialekte miteinander verglichen werden können, sie eröffnet dem Neugierigen einen Zugang zum synoptischen Vergleich des Hochdeutschen mit grammatikalischen und orthographischen Strukturen anderer Weltsprachen, wodurch Individuen nicht

nur die Weltsicht ihnen fremder Kulturen nachzuvollziehen befähigt sondern auch eigene Denkgewohnheiten zu hinterfragen angespornt werden.

Überhaupt entpuppt sich das Deutsche als äußerst robust technologischen Neuerungen gegenüber und bietet ihren Sprechern die Möglichkeit, technische Begriffsbildung mit sinnvollen deutschsprachigen Neuwortkompositionen zu bereichern, ohne notwendigerweise und ausschließlich auf Anglizismen oder das »Denglische« zurückgreifen zu müssen. Während das Englische sich beispielsweise des latinisierten »monitor« bedient, um die Anzeigefläche des Fernsehers zu referenzieren, genügt im Deutschen der elegante »Bildschirm«, der zweifelsohne modernerer Prägung ist, da dem Gemeinvolk der Weimarer Klassik noch unbekannt in seiner gegenwärtigen Bedeutungsausprägung. Gerade die deutsche Wissenschaftssprache, der sich der Autor in seiner Retrospektive auf das Deutsche ebenfalls ausgiebig zuwendet, fungiert als Paradebeispiel einer gelungenen und nahezu beispiellosen Selbstmodernisierung der bescheidenen, schwierigen Bedingungen entsprungenen, föderal-zerpflückten Regionalsprache mitten in Europa, die sich seit und im Zuge der Industriellen Revolution entschlossen anschickte, in den Parthenon der Weltsprachen aufzusteigen. Diese wissenschaftliche Selbstmodernisierung des Deutschen erwies sich als derart prägend, dass Englischsprechende heute noch beim Lösen mathematischer »eigenvalue«-Probleme zuallererst einen sinnvollen »ansatz« aufzustellen versuchen. Dies ist insofern bemerkenswert, als die wissenschaftliche Formelschreibweise selbst piktographische Züge annimmt, die Unkundige häufig nicht von altägyptischen Hieroglyphen auseinanderhalten könnten, eine Schreibweise, deren Ziel in effizienter Informationskompression verankert ist. Sogar dieser verlustarmen Informationskompression präsentiert sich die deutsche Wissenschaftssprache mehr als lediglich fähig, indem sie sowohl in der Lage ist, die gesamte Allgemeine Relativitätstheorie in die »Einstein'sche Feldgleichung« hineinzupressen, wie sie es auch gestattet, wissenschaftliche hochabstrakte mathematisch-physikalische Meisterwerke eines David Hilbert hervorzubringen [11].

Gerade aus diesem Grund betreiben wir Menschen Wissenschaft, kultivieren das mathematische Denken und eifern der gepflegten literarischen Ausdrucksweise nach⁷ - alles mit dem Ziel, sowohl men-

⁶Als ein Paradebeispiel des deutschsprachigen Ausdrucksregresses möge das »Wort« *zumindestens* angesehen werden, das neulich in alltäglicher Kommunikation erschien und ein hekatoncheiron-ähnliches Dasein eines Aussätzigen fristet, der auf redundante Art »mindestens« und »zumindest« zu kombinieren versucht und dabei starke Dissonanzen in der Ohrmuschel hervorruft. Manchmal sind derartige Ausdrucksregresse in der sprachlichen Entwicklung vonnöten und natürlich, auch wenn sie diese Tatsache noch lange nicht »angenehm« erscheinen lässt.

⁷Dabei kennt die gepflegte und, wie es der Autor selbst be-

tal (Mathematik ist ja schließlich eine psychologische Wissenschaft, dies darf nicht außer Acht gelassen werden [13]) wie auch physi(kali)sch bis ins möglichst hohe Lebensalter gesund bleiben zu können, um, Sokrates erneut bemühend, dasjenige Leben leben zu dürfen, das lebenswert ist, nämlich das Leben eines Kontemplierenden und erschaffend Agierenden.

4 Die Ankunft

Die menschliche Sprache befindet sich in ständiger Veränderung, nirgendwo tritt dies deutlicher hervor als in der beachtenswerten Entwicklung des Deutschen von seinen mittelalterlichen zaghaften Emanzipationsanfängen bis hin zum Status der beachteten und wertgeschätzten Weltkultursprache, den es heute zurecht genießt, allen unbegründeten negativen Bewertungen zum Trotz. Wie unbegründet derartige schlechte Bewertungen deutschsprachiger Melodie, Tonalität und Satzgestaltung ausfallen, führt das hier rezensierte Werk unter Vorlage eindrucksvoller Belege vor und stellt somit sämtliche »Hässlichkeitsbrandmarkungen« des Deutschen in Abrede sowie die Schönheit der deutschen Sprache derart eindrucksvoll unter Beweis, dass die durch das gesamte Buch verfolgte Argumentationskette sogar einem eingefleischten Juristen zusagte. Das gefällte Urteil des Autors offenbart sich glassklar: die deutsche Sprache ist zweifelsohne »zur Schönheit begabt«. Dem vermag man sich lediglich anzuschließen, ohne dass es zusätzlicher Begründungen bedürfte.

»Von der Schönheit der deutschen Sprache« beendet seinen höchst bereichernden Streifzug durch die Auseinandersetzung mit der historischsprachwissenschaftlichen Entwicklung sämtlicher Eigenarten des Deutschen mit einem gelungenen Resümee seiner 16 Kapitel, das genauso eindrucksvoll dem ersten Kapitel desselben als »intellektueller Aperitif« vorangestellt und hoffentlich auch als Vorkost künftiger Werke im gegenwärtigen Opus des Autors gedeutet werden dürfte. Denn ein Streifzug muss das Werk leider bleiben, da sich jedes seiner

Kapitel zu einem potenziellen eigenständigen (sogar fachwissenschaftlichen) Werk ausbauen ließe, was dem Autor hiermit als Hinweis wärmstens nahegelegt wird - im Zeitalter der Digitalisierung bedarf die Gesellschaft einer eleganten Sprachkritik und erfrischenden Wiederentdeckung sprachlicher Juwelen des Deutschen mehr denn je. Nach diesem Appell kämen wir ans Ziel unserer Auseinandersetzung mit der Anmut der deutschen Sprache an, die Iris bereits den aufgehenden orangefarbenen Sonnenbogen am unendlichen Punkt des Horizonts neuer sprachlicher Erkundungen gerichtet...

nennt, »schöne Textstellen« erschaffende Sprache keine Grenzen; man kann, wie de Maupassant eindrucksvoll belegt, seitenlang das die dem Alter anheim gefallene Zimmerdecke herunterhängende Spinnennetz und seine Farb- beziehungsweise Festigkeitsänderungen im Verlaufe von Jahreszeiten beschreiben, ohne in Eintönigkeit zu verfallen, es bedarf »lediglich« eines entsprechenden »Etwas«, das sich Genialität nennt.

Literatur

- [1] M. Twain, »*Die schreckliche deutsche Sprache*«, Reclam-Verlag (2018).
- [2] W. Admoni, »*Der deutsche Sprachbau*«, Becksche Elementarbücher (1982).
- [3] A. Robinson, »*Bilder, Zeichen, Alphabete - Die Geschichte der Schrift*«, Lambert Schneider (2013).
- [4] W. Killy, »*Schreibweisen, Leseweisen*«, C. H. Beck (1982).
- [5] G. Beck, »*Verbotene Rhetorik*«, Piper (2010).
- [6] J. L. Borges, »*Fiktionen - Erzählungen 1939 - 1944*«, Fischer (2011); J. Cortazar, »*Die Nacht auf dem Rücken*«, Suhrkamp (1998).
- [7] M. J. Adler / C. van Doren, »*Wie man ein Buch liest*«, Zweitausendeins (2007).
- [8] G. Deutscher, »*Im Spiegel der Sprache - Warum die Welt in anderen Sprachen anders aussieht*«, C. H. Beck (2013).
- [9] K. Simonyi, »*Kulturgeschichte der Physik: Von den Anfängen bis Heute*«, Harri deutsch (2001).
- [10] G. J. Makari, »*Revolution der Seele - Die Geburt der Psychoanalyse*«, Psychosozial-Verlag (2011).
- [11] F. Cohen, »*Die Zweite Erschaffung der Welt - Wie die moderne Naturwissenschaft entstand*«, campus (2007).
- [12] J. Fündling, »*Die Welt Homers*«, Primus Verlag (2006).
- [13] R. Courant / H. Robbins, »*Was ist Mathematik?*«, Springer (2010).